

Paul Burmetz

DIE
NACHT
HINTER
UNS

Die wahre Geschichte
einer schier
unglaublichen Flucht
aus dem Dritten Reich


new academic press

Paul Burmetz

DIE NACHT
HINTER
UNS

Alice
gewidmet

Paul Burmetz

DIE NACHT
HINTER
UNS

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter dnb.d-nb.de abrufbar.

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil dieses Werkes darf in irgendeiner Form (durch Photokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme gespeichert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

© new academic press og, 2020
edition les.arten
Wien, Hamburg
www.newacademicpress.at

ISBN 978-3-99036-021-7

Umschlagbild und Umschlaggestaltung: Gustav Freudmann
Satz: Prodat Computer Graphik, 1160 Wien
Druck: Prime Rate, Budapest

Die amerikanische Originalausgabe erschien 1961 unter dem Titel *Our Share of Morning* bei *Doubleday & Company Inc., New York.*

Übersetzung: *Gustav Freudmann*

1. Auflage: 2020
Erscheinungsort: Wien

Teil I

ERSTER TAG IN PARIS

Zuerst sah ich nach der Hausnummer, dann nach dem kleinen Türschild. Ja, es war das „Komitee für intellektuelle Flüchtlinge“. Ich folgte den Wegweisern, die mich durch ein kompliziertes System von Treppenhäusern und langen Gängen bis zum Büro des Komitees führten.

Der große Warteraum mit seinem halben Dutzend Bänken war so gut wie leer. Zwei Männer warteten. Ich wandte mich beim Empfang an eine ältere Dame, die an einem kleinen Tisch saß.

„Es scheint, alle Ihre Kunden sind auf Urlaub“, sprach ich sie an.

Sie lachte. „An Dienstagen und Donnerstagen sieht es anders aus. Da haben wir unsere regulären Sprechstunden.“

„Ist das ein dezenter Hinweis, dass ich den ganzen Weg hierher umsonst gekommen bin?“

„Ja und nein. Geht es um wichtige Angelegenheiten, die nicht warten können?“

„Ich weiß nicht, ich bin neu hier in Paris. Eigentlich bin ich neu in Frankreich. Ich brauche etliche Informationen, guten Rat, vor allem juristischen Rat.“

„Wenn Sie neu hier sind, sprechen Sie am besten mit Frau X. Bitte um Ihren Namen.“

Bald danach wurde ich in ein kleines Büro geschickt, wo mich Frau X. herzlich begrüßte. Wir unterhielten uns auf Deutsch.

„Sie sind also neu hier“, sagte sie.

„Ja, wir sind erst gestern Nacht hier angekommen.“

„Ihrer Aussprache nach sind Sie aus Österreich...“

„Ja, aus Wien“, antwortete ich, „und Sie hören sich nach Berlin an.“

„Richtig, aber Wien kenne ich auch und dort hat es mir gut gefallen.“

„Und Sie sind schon lange hier in Paris?“, fragte ich.

„Sechs Jahre... Also sechs Jahre zu lang. Sind Sie mit Ihrer Familie gekommen?“

„Ja, mit meiner Frau und unserer kleinen Tochter.“

„Wie lange gelten die Visa?“

„Die Visa?“

„Ihre französischen Visa.“

„Wir haben keine Visa, nur unsere Pässe. Wir sind illegal nach Frankreich eingereist.“

„Wie sehen denn Ihre Pläne aus?“

„Unser erster Plan war es, aus dem Dritten Reich herauszukommen. Der nächste große Plan wäre dann, draußen zu bleiben, und alles Weitere ist von eher geringer Bedeutung.“

„Damit bringen Sie es ziemlich auf den Punkt, das gilt hier für jeden einzelnen von uns. Aber haben Sie denn konkrete Vorstellungen, wie es Ihnen gelingen soll, Ihrer geliebten Heimat fern zu bleiben?“

„Gar keine. Ich wüsste gerne, wie es um unsere Chancen steht, eine offizielle Aufenthaltserlaubnis für Frankreich zu bekommen, wenigstens für einige Zeit.“

„Schwer zu sagen. Die *Préfecture de Police*, die dafür zuständig ist, hat in letzter Zeit, angesichts der wachsenden Zahl von Flüchtlingen, die ins Land strömen, die Schraube ganz schön angezogen. Oft werden Leute zur Grenze zurückgebracht und müssen sofort wieder das Land verlassen. Manchmal gibt man ihnen wenigstens ein bisschen Zeit, sich auf die Abreise vorzubereiten. Aber dann und wann gibt es auch günstigere Entscheidungen.“

„Was könnte ich denn wegen unseres illegalen Status nun tun?“

„Einfach ein Formular ausfüllen, das die Polizei von Ihrer Anwesenheit in Kenntnis setzt. Binnen weniger Tage werden Sie eine *convocation* erhalten, sich zu einer Befragung einzufinden. Wenn Sie wollen, können wir das für Sie übernehmen. So machen wir es normalerweise.“

„Da wäre ich Ihnen sehr dankbar. Wie sicher oder unsicher sind wir inzwischen als Illegale?“

„Sie sind ungeschützt, bis Sie die *convocation* von der *Préfecture de Police* erhalten. Von da an, bis zum Termin Ihrer Vorladung, dient die *convocation* als Ausweis und als Schutz.“

„Gibt es irgendetwas, das man tun könnte, um die Chancen auf eine günstige Entscheidung zu verbessern?“

„Das einzige, was wirklich helfen würde, wären Visa für Länder in Übersee. Wenn Sie es schaffen, binnen eines Monats solche Visa vorzuweisen, oder wenn Sie wenigstens nachweisen können, dass Sie bald im Besitz solcher Visa sein werden, dann erteilt die Polizei Ihnen die Erlaubnis, einige Monate auf der Durchreise hier zu warten.“

„Ich fürchte, dafür gibt es keine Chance. Wir haben uns schon vor einem Jahr um die Einreise in die USA beworben, aber nach gegenwärtigen Schätzungen wird es an die drei bis fünf Jahre dauern, bis wir an der Reihe sind.“

„Aber Sie haben sich doch sicher auch um andere Visa beworben. Vielleicht ließen sich einige der Bewerbungen beschleunigen?“

„Natürlich, eigentlich habe ich seit dem *Anschluss* kaum etwas anderes getan.“

*

Der Abend des 11. März 1938 in Wien stand mir noch lebhaft vor Augen. Es war eines meiner regelmäßigen Treffen mit einem Berufskollegen. Wir machten gerade eine Teepause, es war Zeit für die Abendnachrichten und ich schaltete das Radio ein. Es gab nur eine kurze Verlautbarung. In nicht einmal einer Minute ließ diese Nachricht auf plötzliche und schreckliche Weise unsere gesamte Welt in sich zusammenstürzen: Die deutsche Armee stand bereit, die Grenze zu Österreich zu überschreiten.

Lange Zeit waren wir sprachlos – bis mein Kollege sarkastisch fragte: „Wollen wir unsere Studien nun fortsetzen?“ Dann aber sagte er: „Ich schaue lieber, dass ich nach Hause komme, bevor der Mob die Straße regiert. Die haben lange genug eine ‚Nacht der langen Messer‘ angekündigt und ich wünschte, ich wäre schon daheim.“

Etwa eine Woche später nahmen wir unsere gemeinsamen Studien, die wir zwei Mal die Woche abhielten, wieder auf. Das Thema allerdings hatte sich geändert. Nun studierten wir die Auswanderungsregeln und die Geographie diverser Staaten in Übersee.

*

„In all der Zeit muss ja schon eine ganz schöne Sammlung an Bewerbungen zusammen gekommen sein“, meinte Frau X. nun, „schauen wir mal, März 38..., jetzt haben wir August 39..., das sind ja fast eineinhalb Jahre.“

„Nicht ganz. Denn im März 39 war ich mit all den Bewerbungen schon wieder durch und bis Juni hatte ich bereits alle negativen Bescheide, die meisten von ihnen auf vorgedruckten Karten. Es war zu spät. Ich glaube, zu dieser Zeit kamen die Bewerbungen für jedes Land zu Tausenden herein. Generell ‚Nein‘ zu sagen, war sicher der einzige Weg, allein um mit der Papierflut fertig zu werden.“

„Da haben Sie wohl Recht. Nach der Besetzung Österreichs war es für reguläre Einwanderungspapiere zu spät. Geben Sie mir doch bitte noch Ihre Adresse, damit ich die Meldung an die *Préfecture* machen kann. Sobald Sie die *convocation* haben, das wird in ca. drei bis fünf Tagen sein, geben Sie mir Bescheid. In der Zwischenzeit machen Sie sich keine allzu großen Sorgen. Außer Warten gibt es ohnehin nichts, was Sie tun könnten. Gehen Sie aber bloß nicht zu oft auf die Straße hinaus.“

Ich gab Frau X. die Adresse und versprach, ihrem Rat zu folgen.

Zurück im Hotel, sah ich, dass Alice mich schon ungeduldig erwartet hatte. Meine lange Abwesenheit hatte sie sehr beunruhigt. Sie hielt meinen Arm und lehnte ihren Kopf an meine Schulter. „Ich glaubte schon, sie hätten dich gefasst und zur Grenze zurückgeschickt. Was hat dich denn so lange aufgehalten?“

„Ich hatte Probleme, hinzufinden, da ich mich mit dem Netz der *Métro* nicht auskenne. Beim Komitee selbst war ich höchstens eine halbe Stunde.“

Wir setzten uns auf die Bettkante – es gab keine Stühle im Zimmer – und ich berichtete Alice bis ins kleinste Detail, was ich erfahren hatte.

„Und was meinst du“, fragte sie, sobald ich fertig war.

„Ich glaube, es ist besser, als wir erwartet haben“, sagte ich. „Es wird einige Tage dauern, bis wir bei der Polizei erscheinen müssen. Alles, was wir bis dahin tun können, ist, uns auszurasen.“

Der letzte Satz hatte beruhigende Wirkung auf Alice. Endlich ein paar Tage ausrasten! In den letzten eineinhalb Jahren hatte es viel zu viel Spannung gegeben, zu viele Sorgen und Pläne, zu viel Ungewissheit und Angst, zu viel Kummer, um einmal auszuspannen.

*

Das erste Mal hatte ich Alice zwölf Jahre zuvor in Wien bei einem Lateinkurs getroffen. Sie unterrichtete damals an einer Volksschule und setzte an den freien Nachmittagen ihr Studium fort.

Seit damals hatte sie sich kein bisschen geändert. Sie war schlank und klein, mit dunklem, fast schwarzem Haar. Ihr kleines Gesicht war wie ein offenes Buch, in dem stets zu lesen war, was gerade in ihr vorging. Durch ihre Augen konnte man in ihr Innerstes schauen und ihr Herz fühlen. Sie war ausgesprochen herzlich und hatte gegenüber dem Leben und den Mitmenschen eine durch und durch positive Einstellung. Sie hatte die Gabe, bei allem immer die gute Seite zu sehen. Stets zog es sie dorthin, wo Ängste zu besänftigen oder Bedürfnisse zu stillen waren. Die wenigen persönlichen Freuden, die sie sich selbst zugestand, waren geistiger Natur: klassische Musik, Literatur und Kunst.

Ihre Anhänglichkeit an Verwandte und Freunde war grenzenlos, ihr Herz groß genug, die ganze Menschheit einzuschließen und ihr starker Glaube an das Gute im Menschen bedingungslos und endgültig. Dreiunddreißig Jahre auf dieser Erde hatten ihren Glauben weder erschüttern noch dunkle Gedanken entstehen lassen können. Die negativen Aspekte des Lebens, die schlechten Seiten menschlicher Natur, hatten in ihr Denken einfach keinen Eingang gefunden.

*

„Du wirkst immer noch besorgt“, wandte Alice ein, „das brauchst du nicht. Ich habe das Gefühl, dass alles gut ausgehen wird.“

„Das glaube ich auch, vorausgesetzt, wir tun, was wir können. Wie ist es denn Mignon heute Morgen ergangen?“

Mignon lag schlafend in dem Bett, auf dem wir saßen und ich warf einen Blick auf sie. Sie lag auf dem Rücken und hatte die Hände unter ihrem Kopf verschränkt. Ihr blondes, lockiges Haar lag in dichten weichen Wellen zu beiden Seiten ihres Gesichtchens.

„Mignon scheint nicht so unbeschwert zu schlafen wie sonst. War etwas vor dem Einschlafen?“, fragte ich Alice.

„Sie hat ein bisschen geweint. Sie ist aus dem Bett gefallen und hat sich weh getan. Zwei Mal heute Morgen.“

„Aber du glaubst nicht, dass es ernst war?“

„Nein, ich glaube, der Schreck war größer als der Schmerz.“

Mignon, unser einziges Kind, war zwei Jahre alt. Sie war ein gesundes Kind, immer gut gelaunt und sehr aktiv. Aber ein Gips, den sie wegen einer angeborenen Hüftluxation tragen musste, beeinträchtigte ihre Bewegungsfreiheit. Da sie damit nicht gehen konnte, hatte sie große Geschicklichkeit darin entwickelt, auf unterschiedlichste Weise herumzukrabbeln und mit allem zu spielen, was sie in die Finger bekommen konnte. Irgendwie war es ihr gegeben, unter allen Umständen zufrieden zu sein und ihr Lachen widerspiegelte all ihre Glückseligkeit. Umgekehrt konnte sie aber auch in absoluter Stille liegen, sich gedankvoll mit irgendeinem einfachen Geduldspiel beschäftigen oder auch nur mit einem Streifen Papier, das sie so lange auf- und wieder abrollte, bis ihr die Augen zufielen.

Ich nahm unser Zimmer etwas näher in Augenschein, um zu sehen, wie es bei Tageslicht aussah. Es war das typische Hotelzimmer im Dachgeschoß. Auf einer Seite hing die Decke bis einen Meter über dem Boden und ließ gerade genug Platz für ein kleines Fensterchen, das aufs Dach blickte. An Möblierung gab es ein Bett, einen Schrank und, vor einem Spiegel an der Wand, ein Tischchen mit Kanne, Gläsern und Waschschüssel. Aber alles war sauber und ordentlich. Das Zimmer war hübsch tapeziert, der Boden gewachst und gebohnt.

Inzwischen hatte Alice begonnen, Tee zu bereiten. Während ich beim Komitee gewesen war, hatte sie schon ihren ersten Einkauf in Paris erledigt: einen kleinen Spirituskocher, ein Kännchen für den Tee und einige Lebensmittel.

Wir tranken gemächlich unseren Tee, saßen auf der Bettkante, vor uns die schlafende Mignon, und ich fühlte eine tiefe Dankbarkeit – eine tiefe Dankbarkeit gegenüber dem Schicksal und den Umständen, für all das, was wir bisher er-

reicht hatten. Vor nicht einmal vier Tagen waren wir noch in Wien gewesen, voll der Sorge wegzukommen und vollkommen ahnungslos, ob unserem Versuch, illegal nach Frankreich einzureisen und bis Paris zu kommen, Erfolg beschieden sein würde – oder nicht. Und nun waren wir da. Alle drei gemeinsam, sicher und beruhigt, jedenfalls fürs Erste.

WAS WIR ZURÜCKGELASSEN HATTEN

Alles hatte an diesem verhängnisvollen 11. März 1938 begonnen, als die deutschen Truppen an der österreichischen Grenze standen, bereit, sie zu überqueren. Natürlich hatte sich dieser Moment schon seit Langem angekündigt. Die rasant anwachsende Terrorwelle in Deutschland hatte uns schon seit den späten zwanziger Jahren bedrückt und der Anbruch des Dritten Reichs am 30. Januar 1933 hatte die ganze Welt aufgeschreckt. Aus allernächster Nähe bekamen wir die Folgen aber erst nach dem Einmarsch in Österreich zu sehen.

Zuerst einmal gab es plötzlich eine grundlegende Änderung der Atmosphäre – binnen eines einzigen Tages.

Am 11. März verbrachte ich den Morgen wie üblich in der mathematischen Abteilung des Physikalischen Instituts. Eine große Spannung war zu spüren, und die Bereitschaft, die drohende Herausforderung anzunehmen. Es schien, dass der Aufruf der Regierung zur Errichtung einer Einheitsfront gegen alle Feinde des Landes bei der Bevölkerung auf breite Zustimmung stieß. Die Hauptstraßen waren voller Demonstranten, die ihre Entschlossenheit zur Verteidigung des Landes gegen jeden Angriff, ob von außen oder von innen, signalisierten. Ich fühlte mich geneigt, dieser Reaktion größte Bedeutung beizumessen, denn die damalige österreichische Regierung, die über fast alle Attribute verfügte, die ein totalitäres Regime auszeichnen, hatte unter der Bevölkerung sonst kaum Unterstützung. Es schien, als ob Österreich erwacht wäre, um den Schrecken des Dritten Reichs und seiner österreichischen Handlanger zu erkennen und als ob das Land sich entschlossen hätte, standzuhalten.

Aber schon am Abend desselben Tages waren die stillen Manifestationen für Österreich verschwunden. An ihre Stelle waren die lärmenden Aufmärsche für Deutschland und seinen Irren getreten. Die österreichische Regierung war zurückgetreten und Deutschlands Agenten, die fünfte Kolonne, hatten die Macht übernommen. An diesem Abend – mein Kollege, den ich zuvor erwähnte, hatte uns bereits verlassen – saßen Alice und ich lange Zeit still beisammen. Später schalteten wir wieder das Radio ein. Sie spielten deutsche Märsche und brachten Reportagen von den überlaufenen Hauptstraßen der Stadt. Die hysterischen Sprechchöre und Schreie der aufgeputschten Massen, die aus dem Lautsprecher kamen, ließen uns erschauern. Wir schalteten ab und hörten in regel-

mäßigen Abständen, wie draußen die Sturmtruppen des Irren im Eiltempo vorbeimarschierten und das Echo ihrer eisenbeschlagenen Stiefel durch unsere Straße hallte, während die Leute auf der Straße einander brüllend die Grußformel des Irren darboten.

*

In den darauffolgenden Tagen und Wochen wiederholte sich ein ganz spezielles Erlebnis wieder und immer wieder: Auf der Straße begegnete mir ein guter Bekannter, vielleicht auch ein Kollege oder einer unserer Studenten. Ich war drauf und dran, ihn auf die aktuelle Lage anzusprechen, doch während er näher kam, sah ich an ihm das Parteiabzeichen des Irren. Ich erinnere mich noch an das erste Mal, es war einer meiner Kollegen: Ich blieb stehen und starrte stumm. Zuerst auf sein Parteiabzeichen und dann auf ihn. Da begann er zu erklären:

„Du weißt, wie ich über diese Sachen denke und fühle. Daran hat sich nichts geändert. Aber ich musste mich der Bewegung anschließen. Ich musste ganz einfach.“

Bald war ich es müde, all den Entschuldigungen zu lauschen und versuchte, diese Begegnungen einfach zu vermeiden. Wann immer ich das Gefühl hatte, nun einem Bekannten in die Arme zu laufen, der mir als „reiner“ *Arier* bekannt war, bog ich ab, bevor ich noch gesehen hatte, ob er nun das Abzeichen des Irren trug oder nicht. Dabei war ich aber nicht immer erfolgreich. Eine ganze bestimmte Begegnung hat sich in allen Einzelheiten in mein Gedächtnis eingegraben.

Ein Mann in brauner Uniform blieb direkt vor mir stehen. Zuerst war ich erschrocken, aber dann erkannte ich das Gesicht eines Kollegen, den ich immer für seine Offenherzigkeit geschätzt hatte. Er grüßte mich und fragte: „Du weißt, wie sehr ich immer gegen all das gewesen bin?“

„Daran erinnere ich mich sehr gut, es ist ja schließlich erst vier Tage her.“

„Nun“, sagte er, „ich habe mich geirrt. Ich bin inzwischen zur Überzeugung gekommen, dass diese Bewegung etwas Großes ist und dass ich Teil davon sein will.“

Dieser Kollege, der aus einer böhmischen Familie kam, war ein guter Freund von mir. Vor seiner beruflichen Laufbahn hatte ich ihm beim Studium und den Prüfungen geholfen und wir waren in engem Kontakt geblieben. Ich kannte ihn als einen leichtlebigen, aber aufrichtigen und ehrlichen Burschen. Ihn in einer braunen Uniform zu sehen, schockierte mich zwar, aber ich hatte trotzdem keinerlei Scheu, offen mit ihm zu sprechen und darum sagte ich:

„Du hast deine Meinung aber sehr schnell geändert.“

„Ich weiß. Das war eine schnelle Entscheidung. Normalerweise hätte ich darüber länger nachdenken wollen, aber ich wurde zum Beitritt aufgefordert und

konnte mir die Gelegenheit, einfach und schnell aufgenommen zu werden, nicht entgehen lassen. Später hätte es viel komplizierter werden können, vor allem wegen meiner böhmischen Vorfahren.“

Ich stimmte zu, dass solche Schwierigkeiten durchaus im Bereich des Möglichen gelegen hätten. Sein Name und sein Aussehen ließen schließlich keinen Zweifel an seiner böhmischen Herkunft. Dann sagte ich: „Du hast also die Gelegenheit, wie du sagtest, Teil davon zu werden, beim Schopf ergriffen. Würde es dir etwas ausmachen, mir dieses ‚davon‘ genauer zu erklären?“

„Nun, in den letzten paar Tagen hat mich das Gefühl immer mehr überwältigt, dass diese Bewegung drauf und dran ist, Geschichte zu machen – Geschichte für Deutschland und für die ganze Welt.“

„Darf ich davon ausgehen, dass in deiner Analyse das Wort ‚Geschichte‘ gleichzusetzen ist mit ‚Veränderung‘?“

„Genau. Es wird die Welt verändern.“

„Und jede Veränderung kann zu einer Verbesserung oder zu einer Verschlechterung führen?“

„Sicher, aber die gegenwärtige Situation ist derart schlecht, dass sie schlechter gar nicht sein kann. Eine Veränderung kann nur Besserung bedeuten.“

Dieses Argument hatte ich nun schon viele Male gehört und war momentan absolut nicht gewillt, darauf einzugehen. Stattdessen sagte ich: „Es gibt aber auch die Frage der Mittel und Wege, durch die eine Veränderung stattfindet.“

„Ich weiß, worauf du hinauswillst“ war seine Antwort. „Ich weiß auch noch, wie wir beide von den Praktiken und Zielen dieser Bewegung immer abgestoßen waren – von der Wahrscheinlichkeit eines Krieges und von der Verfolgung der *Nichtarier* im Allgemeinen und *der Juden* im Besonderen.“

Zu Beginn unserer Unterhaltung waren wir noch gestanden. Plötzlich wurde mir bewusst, dass wir uns, Seite an Seite, in Bewegung gesetzt hatten und neben einem braun Uniformierten zu gehen, erfüllte mich mit Scham. So blieb ich unvermittelt stehen und sagte:

„Du musst mir nicht dein gutes Gedächtnis beweisen. Mir ging es eigentlich darum, wie du *jetzt* denkst.“

Auch er war stehen geblieben und stand mir gegenüber, als er antwortete:

„Was den Krieg betrifft, glaube ich, dass Kraft und Antrieb der Bewegung derart kolossal sind, dass sie wie ein Lauffeuer über die Welt hinwegfegen könnten. Es müsste nicht einmal richtig Krieg geben. Sollte Krieg aber da und dort nötig sein, würde auch das mich nicht stören, denn Krieg war immer schon ein Motor der Geschichte.“

„Wie praktisch“, sagte ich. „Und wie ist es mit den Verfolgungen?“

„Ich denke, die sind eher nebensächlich. Das sind doch nur Auswüchse des Pöbels, die bald wieder vorbei sein werden.“

Es lag mir auf der Zunge zu fragen „Und was ist mit den Verfolgten?“, stattdessen aber beschloss ich, die Diskussion zu beenden und zu gehen. Er hielt mich auf.

„Warte einen Moment. Ich habe etwas mit dir zu besprechen. Ich hatte ohnehin vor, dich dieser Tage aufzusuchen, aber genauso gut können wir es gleich hier erledigen.“

Ich blickte ihm ins Gesicht.

„Paul“, sagte er mit ernster und bedeutsamer Stimme, „ich glaube, du solltest dich unserer Bewegung anschließen“.

Ich blickte ihm immer noch ins Gesicht.

„Paul“, fuhr er fort, „ich habe eine ganze Menge über dich nachgedacht. Ich kenne deine Ansichten. Und ich weiß, wie wichtig sie für dich sind. Aber trotzdem denke ich, du solltest dich uns anschließen.“

Ich blickte weiter in sein Gesicht.

Er erwiderte es eine Zeitlang schweigend und fuhr dann fort: „Ich sehe die Verachtung in deinem Blick und sie überrascht mich nicht. Ich habe sie erwartet und sie ist mir auch egal. Hauptsache, du gibst mir die Zeit, um die Sache in Ruhe zu besprechen.“

Mir hatte es inzwischen die Sprache verschlagen, also blickte ich weiterhin nur in sein Gesicht.

„Paul“, sagte er, „vor allem möchte ich, dass dir klar ist, wie leicht es derzeit ist, beizutreten. Es wird keinerlei Schwierigkeiten geben, außer...“

Inzwischen hatte sich die in mir kochende Wut zu Sarkasmus gewandelt und ich unterbrach ihn, fast schreiend: „Du meinst, man wird mich akzeptieren? Ich bekomme Zugang zu euren Kriegsgeräten, vorausgesetzt, ich bin bereit, selbst die Streitaxt aufzunehmen und ordentlich zu schwingen?“

„Nun reg’ dich nicht auf“, sagte er. „Über all das können wir später reden. Momentan möchte ich mit dir nur die Frage der Zulassung diskutieren. Und ich glaube, es ist wichtig, erst diesen Aspekt zu klären, bevor du erwägst, dich uns anzuschließen oder nicht.“

„Ich glaube, ich verstehe deinen Zugang zu der Angelegenheit, denn die Sache mit der Zulassung war ja auch für dich der entscheidende Faktor.“

„Ja, nun wirst du beleidigend, aber das macht mir nichts aus, solange du mich nur zu Ende sagen lässt, was ich dir sagen will.“

Er machte eine kurze Pause und fuhr in einer Art fort, die an eine vorbereitete Rede denken ließ.

„Weder du noch ich haben uns jemals mit Fragen von Rasse oder Religion beschäftigt. Ich wette, du hast keine Ahnung von meiner Religion, obwohl wir einander nun schon viele Jahre so gut kennen und ich habe auch keine Ahnung von der deinen. Plötzlich aber ist dies bedeutend geworden und ich gehe hoffentlich recht in der Annahme, dass Alice nicht jüdischer Herkunft ist. Ich würde nicht daran zweifeln, wäre da nicht ihr schwarzes Haar...“

Mir wurde bewusst, dass dieses Gefühl, das sich in mir so rasch gegen meinen ehemaligen Freund aufgebaut hatte, weniger mit Verachtung als mit Mitleid zu tun hatte. Aber ich ließ es mir nicht anmerken. Stattdessen sagte ich lediglich: „Somit reduziert sich also das Problem, Weltgeschichte zu machen, nun auf das Problem schwarzer Haare...“

Er beachtete meinen Einwand nicht und fuhr fort. „Sollte Alice wirklich jüdischer Herkunft sein, müsstest du dich natürlich von ihr scheiden lassen.“

Erst jetzt wurde mir klar, wie tief er gefallen war. Das war nun keine abstrakte Anregung mehr. In den vergangenen drei Jahren war er als enger Freund oft bei uns zu Hause gewesen. Was er soeben vorgeschlagen hatte, betraf etwas sehr Konkretes, das er aus allernächster Nähe kannte.

In meinem Innersten suchte ich nach einer Erklärung und ich kam zu dem Schluss, dass die Ideen eines Irren, wenn sie nur energisch genug propagiert werden, sehr leicht sämtliche positiven Merkmale einer ehrlichen Person durchschnittlicher Charakterstärke auslöschen oder gar in ihr Gegenteil verkehren können. Und ich kam auch zu dem Schluss, dass ich in diesem alten Freund nun einen möglichen Feind zu sehen hatte.

Ich war nahe dran, mich über sein armseliges Urteil, das ihn seine „Zweifel“ auf Alice beschränken ließ, lustig zu machen. Weil mir aber klar wurde, dass er von der Bewegung, der er diente, bereits völlig versklavt war, entschied ich mich, ihm keinerlei weitere Informationen zu geben und ihn lieber im Zustand der Unwissenheit zu belassen.

*

In den Wochen und Monaten, die dem deutschen Einmarsch in Österreich folgten, wurde der Prozess der *Gleichschaltung* äußerst effektiv vollzogen. Er bedeutete die Einverleibung Österreichs in das Dritte Reich in all ihren politischen und wirtschaftlichen Aspekten. Danach kam die spezielle Phase der *Arisierung*: Alles jüdische Eigentum, alle Geschäfte, groß oder klein, alle wichtigen Posten, wurde an *Arier* übertragen. Die jüdischen Eigentümer stimmten entweder „freiwillig“ zu oder sie wurden in Konzentrationslager deportiert. Später wurde dieser Prozess auch auf gemieteten Besitz, wie zum Beispiel Wohnungen, ausgedehnt. Jedes *rassisch reine* Mitglied der großdeutschen Nation konnte sich

eine Wohnung aussuchen und binnen weniger Tage waren die jüdischen Bewohner, Mann, Frau, Kinder, auf dem Weg ins Konzentrationslager.

Wenn wir unsere Freunde oder Verwandten besuchten, drehten sich die Gespräche meist darum, wer seit unserem letzten Zusammentreffen deportiert worden war, wer von seinem oder ihrem arischen Ehegatten geschieden worden war, welche Anforderungen für Einreisevisa in dieses oder jenes Land gestellt wurden, wer emigriert war oder was man von ihm gehört hatte.

Dass man Alice und mich praktisch unbehelligt gelassen hatte, könnte zum Teil an unserer Hausmeisterin gelegen haben. Sie war eine junge Frau, eine Witwe, die versuchte, im Leben nicht zu kurz zu kommen und Beziehungen zu verschiedensten Männern pflegte, hauptsächlich zu SA-Männern, die zeitweilig in der Nachbarschaft stationiert waren. Mehr interessierte sie nicht. Sie kümmerte sich nicht um Politik und auch nicht ums Tagesgeschehen. Aber der Umgang mit all diesen Leuten gab ihr auch eine Art Macht über sie. Ich erinnere mich, wie ich einmal meine Wohnung verließ, die wie ihre im Erdgeschoß lag und sie mitten in einer Diskussion mit zwei SA-Männern vorfand. Sie blockierten den ganzen Gang und so konnte ich nicht vorbei und hörte einen der Männer fragen: „Sind Sie in diesem Haus die Vertrauensperson der Partei?“

„Ja“, antwortete sie.

„Leben hier irgendwelche Juden oder andere Feinde?“, schaltete sich der andere SA-Mann ein.

„Meines Wissens nicht.“

„Und was ist dann mit der Erdgeschoßwohnung zur Straße hin?“

Das war meine Wohnung. Ich hätte gewünscht, an ihnen vorbei und verschwunden zu sein. Aber sie waren so in ihr Gespräch vertieft, dass sie gar nicht merkten, dass ich vorbei wollte und so machten sie auch nicht Platz.

Statt zu antworten, fragte die Hausmeisterin: „Was soll mit der Wohnung schon sein?“

„Sie ist nicht beflaggt. Keine Fahne, kein einziges Parteizeichen, überhaupt nichts.“

Ich dachte schon, nun hätte meine Stunde geschlagen und rechnete mit dem Schlimmsten. Aber die Hausmeisterin brach in Gelächter aus.

„Ha, ha, ha! Ist das alles?“

„Was ist denn so komisch“, fragte einer der SA-Männer.

Die Hausmeisterin zwang sich, wieder ernst zu sein und erklärte:

„Die Leute in dieser Wohnung haben noch nie ihre Fenster geschmückt. Niemals, seit sie hier wohnen, und das sind immerhin schon neun Jahre. Es gab dutzende Anlässe, wo alle ihre Fenster schmückten, aber sie nicht. Sie haben

sich niemals auch nur für eine einzige der zehn oder zwanzig Parteien interessiert, die wir hatten. Ich glaube, die interessieren sich für so was überhaupt nicht. Vielleicht haben sie auch gar nicht die Zeit dazu. Soviel ich weiß, ist der Mann Wissenschaftler und arbeitet Tag und Nacht.“

„Also gut, also gut“, sagte der SA-Mann ungeduldig. „Aber ich befehle Ihnen, sich darum zu kümmern, dass hier anständig beflaggt wird.“

„Ich werde mich bemühen“, sagte die Hausmeisterin.

Die vertraute österreichische *Gemütlichkeit* war aus den Straßen längst verschwunden und durch sklavisches preußisches Disziplin ersetzt worden. Die ganze Stadt machte den Eindruck einer Nation auf dem Marsch. Marschierende Kolonnen in braunen Uniformen (die gewöhnlichen Sturmtruppen), schwarzen Uniformen (die Elitetruppen der Partei), grauen Uniformen (die großdeutsche Armee), exotischen Uniformen (die zukünftige Kolonialarmee des Irren), exerzierende Kolonnen von Zivilisten und marschierende Kolonnen der Jugendorganisation der Partei bis hinunter zu den Volksschülern. Überall war der Lärm schriller Kommandos und stampfender Stiefel zu hören.

Aber in vielen Straßen Wiens gab es auch andere Neuerungen zu sehen: Lange Menschenschlangen vor den ausländischen Konsulaten. Männer, Frauen, Kinder aller sozialen Schichten standen da in absoluter Stille. Mit geistesabwesendem Gesichtsausdruck warteten sie, bis sie an die Reihe kamen, mit den Konsulatsbediensteten über ihre Hoffnungen zu sprechen, Visa zu erlangen: Visa für sich oder schriftliche Visazusagen für ihre Verwandten in den Konzentrationslagern, für ihre Väter, Gatten, Onkel oder Söhne in Dachau oder Buchenwald, für deren Entlassung aus dem Lager, so sagten es die Gerüchte, solch eine schriftliche Zusage helfen würde. Welch einen Kontrast bot diese stumme Verzweiflung gegenüber dem ringsum herrschenden lärmenden Enthusiasmus für Deutschlands Größe.

In diesen Warteschlangen verbrachten Alice und ich den Großteil unserer Zeit, wechselten uns ab, so dass immer einer von uns beim Baby sein konnte. In den Gesichtern der anderen Wartenden konnte ich ein Spiegelbild von mir selbst sehen, abgesehen davon, dass manche vielleicht tiefere Besorgnis, konkreteres Leid oder größere Hoffnungslosigkeit zeigten. Eines aber war allen gemeinsam: Sie hatten das Stadium von Auflehnung oder Hass längst hinter sich gelassen und waren in jenes von Resignation und Distanziertheit eingetreten und – von reiner Sachlichkeit. Die Schlangen waren lang und bewegten sich nur langsam. Bei denen, die warteten, entwickelte sich ein ganz neuer Wesenszug: Geradezu regungslose Geduld. Vor manchen Konsulaten mussten wir uns bereits am

Abend anstellen, um am nächsten Morgen überhaupt ins Innere des Gebäudes vorgelassen zu werden.

*

Das Resultat all dieser Warteschlangenaufenthalte war, neben der Erlangung von Geduld, ein Haufen auszufüllender Formulare, von denen ein jedes eine Vielzahl meist irrelevanter Informationen verlangte, die durch Fotos und andere Dokumente zu ergänzen waren. Manchen von ihnen – für Australien zum Beispiel – musste als Bearbeitungsgebühr ein bestimmter Betrag in fremder Währung beigelegt werden. Während einer von uns in der Schlange stand, war der andere damit beschäftigt, die Formulare auszufüllen und Dokumente wie Leumundszeugnisse oder Geburtsurkunden zusammenzustellen.

Die gemäß den verschiedenen Anforderungen ausgefüllten Formulare verschickten wir per Post. Außer in drei Fällen kamen, soweit ich mich erinnern kann, stets vorgedruckte Antworten zurück. Die erste der drei Ausnahmen war eine Postkarte vom Generalkonsul der USA, die uns informierte, wir wären in die Warteliste aufgenommen und würden zu gegebener Zeit eine Einladung zu persönlicher Vorsprache erhalten. Bei einem zweiten Besuch des Konsulats, drang ich auf eine ungefähre Angabe der Wartezeit. Offiziell gab es keine Antwort, aber „inoffiziell“ ließ man mich wissen, dass sie gegenwärtig bei etwa fünf Jahren läge.

Die zweite Antwort kam vom britischen Konsulat und gab bekannt, dass Frauen gute Chancen hätten, aufgenommen zu werden, vorausgesetzt, sie wären für die Arbeit als Hausmädchen qualifiziert und bereit. Alice bewarb sich und wir hegten neue Hoffnung. Sogleich gingen unsere Vorstellungen mit uns durch: Vielleicht würde man Alice erlauben, das Baby mitzunehmen und vielleicht würde es ihr gelingen, wenn sie erst einmal dort wäre, auch für mich ein Einreisevisum zu bekommen. Diese und viele andere Hoffnungen hegten wir, bis sie dann zu einer Befragung vorgeladen wurde. Der Konsulatsbeamte schien von ihrer Qualifikation als Hausmädchen nicht allzu viel zu halten und damit war die Sache auch schon wieder vorbei.

Das dritte Schreiben kam unmittelbar danach, wieder vom britischen Konsulat. Diesmal wurde ich darüber in Kenntnis gesetzt, dass erwogen würde, eine begrenzte Anzahl von Butlern aufzunehmen. Ich sammelte Informationen über den Beruf des Butlers. Ich erstand dazu ein Büchlein, das damals in Umlauf war und bereitete mich gewissenhaft und hoffnungsvoll auf meine neuen Aufgaben vor. Bei der folgenden Befragung war ich anfangs mit dem Eindruck, den ich auf den Beamten machte, vollkommen zufrieden. Von einigen Berufsgeheimnissen, die ich ihm verraten hatte, schien er besonders beeindruckt: Zum Bei-

spiel, dass man Schuhpaste niemals mit einem Bürstchen auf den Schuh auftragen dürfe, sondern dafür stets die Handfläche zu benutzen habe. Er wandte sich meinen Dokumenten zu, um meinen Bescheid auszufüllen. Mittendrin hielt er, verwundert oder geschockt, inne.

„Was ist denn das?“, fragte er vorwurfsvoll und zeigte auf die Stelle, an der mein Beruf angegeben war.

Ich tat, was ich konnte, um das Glück daran zu hindern, mich wieder zu verlassen. Ich konzentrierte meine gesamte Argumentation darauf, ihn davon zu überzeugen, dass meine Erfahrungen als Wissenschaftler mich als Butler *per se* nicht disqualifizieren würden. Ich brachte auch meine ehrliche Überzeugung zum Ausdruck, dass gerade ein wissenschaftlich denkender Mensch die Voraussetzungen für einen überdurchschnittlichen Butler mitbrächte. Doch irgendwie schien er meiner Logik nicht folgen zu können und das Gespräch war beendet.

*

Weitere Änderungen überlagerten das Bild von Wien, wie ich es bisher gezeichnet habe. In ihnen spiegelten sich hauptsächlich internationale Ereignisse oder deren unmittelbares Bevorstehen wider.

Ich glaube, es war im Mai 1938, vielleicht auch erst im September, als sich die Stadt, gleichsam über Nacht, wie im Kriegszustand zeigte. In allen Straßen waren die Gehsteigkanten weiß gekennzeichnet worden, um den Verkehr auch bei Verdunkelung aufrechterhalten zu können. In kurzen Abständen gab es Wegweiser zum nächsten Luftschutzraum. Eine Menge Flugzeuge flog über der Stadt und streifte aufgrund ihrer außergewöhnlich niedrigen Flughöhe nahezu die Dächer, wohl, um die Piloten auf künftige Aufgaben vorzubereiten.

Bald danach wurde die deutsche Propagandamaschine auf die Stadt losgelassen. Das öffentliche Nachrichtensystem, das man gleich im März begonnen hatte, in den Straßen einzurichten, bildete inzwischen ein lückenloses und perfektes Netz. Mächtige Lautsprecher erfassten alle wichtigen Straßenabschnitte der Stadt und ihrer Vororte. Sie brüllten alle dreißig Minuten „Nachrichten“ aus dem Sudetenland. Das waren die *Gräuelmärchen*, die darüber berichteten, wie unschuldige deutsche Einwohner dieser tschechischen Grenzregion durch die mächtigen und bösen Tschechen gejagt, geschlagen, getötet wurden. Wochenlang ging das so.

Zwar schien es, als ob jedermann über die tatsächliche Lage und den Zweck der Übertragungen ganz genau Bescheid wüsste, aber, immer wenn die Lautsprecher die Straßen mit ihrem Lärm überschwemten, blieben die Leute trotzdem stehen, um zu horchen.

Ich erinnere mich daran, wie ich einmal an einer Straßenkreuzung wartete und ein Freund mich herzlich grüßte. Er war Mittelschullehrer, sehr sympathisch, fleißig und aufrichtig. In seiner Freizeit war er stets bemüht, seine Ausbildung zu verbessern und ich hatte ihn etliche Male als Studenten gehabt. Von seinen eigenen Erfahrungen und Lehrmethoden wiederum hatte ich selbst schon eine Menge gelernt. Diese gemeinsamen Interessen waren die Basis für unsere häufigen Treffen, die wir auch nach dem 11. März fortführten. Schon wenige Wochen nach diesem Datum hatte er mich besucht – hauptsächlich, um mir mitzuteilen, wie miserabel er sich fühlte, weil er dem Lehrerverein des Irren hatte beitreten müssen und wie sehr er sich dafür schäme, seither das Abzeichen zu tragen. Ich hatte ihn danach einige Male getroffen, er war derselbe aufrichtige Bursche geblieben. Gerade, als wir uns an der Straßenkreuzung trafen, begann der Lautsprecher mit seinem halbstündlichen Bericht und er blieb stehen, um zu horchen. Wir horchten beide. Es ging etwa so: „Und wieder wurde eine siebenköpfige sudetendeutsche Familie durch tschechische Banditen von ihrem Hof verjagt. Andere Gruppen bewaffneter tschechischer Banditen ermordeten insgesamt fünfzehn Deutsche, alles Frauen und Kinder. Ein deutsches Dorf wurde von tschechischer Polizei vollständig eingäschert.“ So ging es volle zehn Minuten lang, mit ausführlicher Beschreibung einzelner Fälle. Bis dahin hatten sich schon gut hundert Leute versammelt. Mein Freund nahm mich beim Arm und zog mich in eine kleine Seitengasse.

„Weißt du“, sagte er, „diese Lügen bringen mein Blut zum Kochen.“

„Wieso hörst du dann zu?“, fragte ich.

„Irgendwie kann ich nichts dagegen tun“, war seine Antwort. Und dann fuhr er mit leiser Stimme fort: „Es ist nämlich so, das habe ich von verschiedenen Kollegen gehört, die dort Verwandte haben, dass diese Berichte nicht etwa Erfindungen sind. Es sind ganz einfach Umkehrungen. Wenn du die beiden Nationalitäten gegeneinander vertauschst, dann hast du die reine Wahrheit. Die Partei dort wird von jenseits der Grenze mit Bomben und Gewehren unterstützt und bedroht die Tschechen mit permanentem Terror, mit Brandschatzen, Morden und Bombenanschlägen.“

Seine Stimme war sehr aufgeregt. Er fuhr fort, seine Sichtweise durch ein spezielles Beispiel zu illustrieren, dessen Augenzeuge einer seiner Kollegen an Ort und Stelle geworden war.

Am Ende unseres Gesprächs waren wir beide ganz schön außer Atem. Wir waren die steile Seitenstraße bergauf marschiert, ohne auch nur daran zu denken, unsere Schritte zu verlangsamen. Wir blieben stehen, um Luft zu schnap-

pen und jeder von uns versank in seinen eigenen Gedanken. Dann gingen wir weiter, etwas langsamer und ohne zu sprechen.

Als wir oben angekommen waren, drehte mein Freund sich zu mir und sagte: „Aber weißt du, wenn man etwas genauer überlegt, sind die Tschechen eigentlich selbst schuld. Warum mussten sie sich ausgerechnet zwischen zwei deutsch sprechenden Nationen ansiedeln?“

Erst dachte ich, er hätte geschertzt. Aber dann stellte sich heraus, dass er es vollkommen ernst meinte. Ich war so geschockt und das Argument war derart lächerlich, dass ich nicht einmal den geringsten Sinn darin sah, seine geschichtlichen Kenntnisse darüber aufzufrischen, wer sich wann und wo niedergelassen hatte. Das Gift des Irren drang in jedermanns Gedanken und Seele. Es war bloß eine Frage der Zeit und der fortgesetzten Wirkung.

Spätestens seit dem März wusste „jedes Schulkind“, dass es die Tschechoslowakei war, die bei *Heute Deutschland – morgen die ganze Welt* als nächstes auf dem Programm stand.

Aber nach ein paar Wochen hörte diese Propaganda plötzlich auf, um sich weniger auffälligen Themen zuzuwenden. Diese plötzliche Änderung ging nicht unbeobachtet vor sich und die ausländischen Radiosender und Zeitungen machten aus den Gründen dafür und ihrer Bedeutung kein Geheimnis: der entschlossenen Haltung der Weltmächte gegenüber den Ansprüchen des Irren. Das einfache Volk, also die Masse seiner Anhänger, das schon große Hoffnungen auf zukünftige Siege gehegt hatte, war enttäuscht. Erstmals lernten sie den Geschmack der Niederlage kennen und verliehen dem in geflüsterten Diskussionen Ausdruck. Eines Tages lief mir mein böhmischer Kollege in seiner braunen Uniform über den Weg.

„Ich bin enttäuscht“, sagte er. „Mir ist klar geworden, dass das Feuer nur ein Strohfeuer war. Ich bedaure es, dass ich beigetreten bin. Ich wünschte, ich wüsste, wie ich sicher wieder herauskomme. Aber ich fürchte, jetzt sitze ich in der Klemme.“

Diese Situation verschaffte mir zwar einige Befriedigung, aber keinerlei Grund für wirkliche Hoffnung. Der Irre war auf sein erstes Hindernis gestoßen und musste einen Schritt zurück, aber die Annahme war nur naheliegend, dass er einen neuen Anlauf nehmen und dann wahrscheinlich besser vorbereitet sein würde.

*

Anfang September 1938 machten Nachrichten über intensive Aktivitäten unter den Westmächten gewaltigen Eindruck in der Stadt. Für die besessenen Anhänger des Irren waren es Anzeichen dafür, dass Westeuropa sich darauf vorbereite-

te nachzugeben und dass sich Deutschland auf dem Sprung zur Weltherrschaft befände. Für die Unterdrückten wiederum bedeuteten die Nachrichten, dass der Westen sich zum Handeln entschlossen hatte und damit neue Hoffnung. Ich malte mir aus, der Westen hätte beschlossen, aus seinem Sieg vom vergangenen Mai, der der Moral des deutschen Volkes einen ordentlichen Dämpfer versetzt hatte, Kapital zu schlagen. Ich träumte von einem Ultimatum der Westmächte, das in der deutschen Wehrmacht eine tiefe Spaltung hervorriefe, einen Sieg für ihre gemäßigten Elemente und die Vernichtung des Irren.

Aber „München“ setzte allen Träumen und Hoffnungen ein Ende. Der Westen hatte sich ergeben. Die Sudetendeutschen waren „befreit“. Ihr bergiges Territorium, in dem sich die wichtigsten Festungsanlagen des tschechischen Verteidigungssystems befanden, wurde zu deutscher Erde. Ein noch größerer, noch wichtigerer Sieg des Irren lag in der Luft. Die breite Masse, die in den vergangenen Monaten zu zweifeln begonnen hatte oder gleichgültig geworden war, kehrte mit einer in der bisherigen Geschichte beispiellosen Hingabe zu ihm zurück, bereit, blind und ohne Fragen zu folgen. Auch diesmal wusste die Schlussfolgerung „jedes Kind“:

„Jetzt haben wir die Tschechoslowakei so gut wie in der Tasche.“

Und der kleine Mann auf der Straße wusste noch mehr:

„Die tschechischen Škoda-Werke gehören praktisch schon uns. Bald werden wir noch mehr Panzer haben.“

Der Refrain *Heute gehört uns Deutschland – morgen die ganze Welt* schallte viele Tage lang durch die Straßen.

*

Inzwischen waren die Deportationen häufiger geworden und die Nachrichten, die dann und wann aus Dachau und Buchenwald kamen, wurden immer beängstigender.

Anfänglich schienen die Deportationen auf einer Art System zu beruhen, das Vorhersagen zuließ. Die generelle Regel schien zu sein, dass die Opfer unter jenen ausgesucht wurden, die wohlhabend waren, gutgehende Geschäfte oder hübsche Wohnungen besaßen. Man konnte das Risiko, deportiert zu werden, dadurch verringern, dass man rasch sein Eigentum los wurde oder seine schöne Wohnung gegen eine ärmlichere eintauschte.

Inzwischen aber schienen die Deportationen keinem bestimmten Muster mehr zu folgen und auch ihr Zweck war ein anderer. Teilweise schien es, sie sollten die Auswanderung beschleunigen, teilweise schienen sie eine Reaktion auf auswärtige Ereignisse oder schlicht und einfach Werkzeug der Außenpolitik des Dritten Reichs zu sein. In dieser neuen Form, bei der man Leute wahllos zu

Hause oder auf der Straße verhaftete, kamen sie in unvorhersehbaren Wellen, begleitet von anderen Gräueltaten.

Der Terror erreichte seinen Höhepunkt im November 1938, als Reaktion auf ein Ereignis, das meinem Gedächtnis entfallen ist – es könnte die Erschießung eines deutschen Beamten irgendwo in Westeuropa gewesen sein. Ich war damals wegen einer Operation im Spital und dass ich verschont blieb, habe ich wahrscheinlich dem puren Zufall zu verdanken. Ich habe den rasenden Terror nicht selbst miterlebt, aber im Spital sah ich einige seiner Opfer, die aus der Notaufnahme gebracht wurden. Ich bringe es nicht fertig, niederzuschreiben, was ich gesehen habe. Selbst jetzt, nach so vielen Jahren, erfüllt mich allein der Gedanke daran mit Abscheu und Grauen.

Spitalsbesucher berichteten schreckliche Dinge von den Ereignissen auf den Straßen und ich erinnere mich besonders daran, dass sie alle uns darum beneideten, dass wir im Spital und dadurch geschützt waren.

Situation und Atmosphäre dort waren ziemlich merkwürdig. Das von einem jüdischen Wohltäter gegründete Spital wurde von der Wiener jüdischen Gemeinde betrieben. Die meisten der Patienten und fast alle Ärzte waren Juden oder *gemischter Abstammung*. Die meisten Krankenschwestern aber, wie überhaupt das meiste Personal, waren *arisch* und mussten ständig zu Betriebsversammlungen der Partei. Die Schwestern erkannten die Gefahr, dass der Pöbel eindringen und das Spital zerstören könnte. Die Oberschwester setzte sich über eine Parteidirektive hinweg, beriefen eine Versammlung ein und erwirkten einen Beschluss, dass Spital und Patienten geschützt werden müssten. So wurden Gruppen gebildet, die das Gebäude rund um die Uhr bewachten. Sie taten auch ihr bestes, die Spannung von den Krankenzimmern fernzuhalten und den Patienten ein Gefühl von Sicherheit zu vermitteln.

Ich erinnere mich noch an eine andere Geschichte, die sich im Spital zutrug. Ich lag mit gut zwanzig anderen Patienten in einem großen Krankensaal. Es war der dritte oder vierte Tag nach der Operation und ich fühlte mich körperlich ziemlich schwach. Zur Besuchszeit saß Alice neben meinem Bett. Ihr Blick war beständig auf mich gerichtet, sie schien in Gedanken verloren, die sie zwischen großer Besorgnis, Mitleid mit meinen Beschwerden und Erleichterung darüber, dass ich es überstanden hatte, hin und her rissen. Mignon saß in ihrem Gips auf ihrem Schoß und trug einen neuen blauen Mantel, den die Mutter von Alice für sie geschneidert hatte. Sie war vollkommen still, die Spitalsumgebung war ihr fremd. Alice versuchte mehrmals, sie auf mein Bett zu setzen, aber jedes Mal widersetzte sie sich. „Nein“, sagte sie jedes Mal, sonst nichts.

Während ich es genoss, mit meiner kleinen Familie zusammen zu sein, kamen zwei weitere Besucher: der Kollege böhmischer Herkunft, den ich bereits erwähnte und ein Student, den ich nur gelegentlich getroffen hatte. Beide waren in Zivil und als ich dorthin blickte, wo normalerweise das Parteiabzeichen getragen wurde, erklärte der Student:

„Wir haben es abgenommen, bevor wir das Spital betraten.“

Mein Kollege erklärte mir, dass der Student sich auf seine Doktorarbeit in Physik vorbereite, dass er nun dabei sei, das Referenzmaterial zu studieren, welches ihm als Basis seiner Thesen dienen sollte und mir gerne ein paar Fragen stellen würde. Der Student sagte hierauf, dass er Probleme mit der Mathematik habe und dass er dächte, er würde mit dem Verstehen des Textes keine Probleme haben, wenn er erst einmal die mathematischen Teile verstünde.

„Das ist ziemlich klar“, wandte ich mich an meinen Kollegen, „wenn er Mathematik könnte, hätte er auch keinerlei Probleme, Physik zu verstehen“. Und an den Studenten gewendet fuhr ich fort:

„Sie suchen also nach einer Abkürzung, nach einer Art goldenem Weg zur Physik, der vollkommen an der Mathematik vorbeigeht?“

„Ganz so arg ist es nicht“, sagte der Student, „mit der Art von Mathematik, wie sie zu den gewöhnlichen Physiklehrgängen gehört, habe ich kein Problem. Aber diese Texte hier scheinen derart viel vorauszusetzen, dass es mir einfach zu hoch ist. Darum habe ich mich gefragt, ob sich das Ganze nicht auch in einfacheren Begriffen erklären ließe.“

Ich versprach, später einen Blick auf die Texte zu werfen und sie gingen.

„Ich glaube nicht, dass du dich jetzt mit solchen Dingen plagen solltest“, sagte Alice, nachdem sie gegangen waren.

Nach der Besuchszeit, als meine beiden Mädchen mich verlassen hatten, fühlte ich mich ziemlich niedergeschlagen und brütete über den düsteren Ausichten für die Zukunft. Ich bekämpfte Niedergeschlagenheit meist dadurch, dass ich mich mit der einen oder anderen Sache beschäftigte und so nahm ich eines der beiden Bücher zur Hand, in die hineinzusehen ich versprochen hatte. Es war der Jahrgangsband eines Physikjournals und schon einige Jahre alt. Seit März hatte ich kein einziges Mal mehr ein technisches Buch in der Hand gehabt.

Ich warf einen Blick auf den bewussten Artikel. Ich betrachtete die einzelnen Formelzeichen und versuchte mich zu zwingen, ihre Bedeutung zu erkennen. Doch es war umsonst. Je länger ich die Seite betrachtete, umso mehr erschien mir die Zusammenstellung der verschiedenen Zeichen als verwirrender Dschungel ohne jeglichen Sinn. So begann ich, den begleitenden Text zu lesen. Aber

auch die Worte führten zu nichts. Ich blätterte um: wieder das Gleiche. Schwarze Zeichen auf weißem Papier. Es gab irgendeine Art von Struktur darin, aber keinen Sinn. Ich versuchte, den Text laut zu lesen, ich hörte meine Stimme, doch sie war nichts als Schall.

Allmählich gab ich auf und überließ mich meiner Erschöpfung. Das Nächste, woran ich mich erinnere, ist meine eigene Stimme, die mich weckte, als sie nach der Schwester rief:

„Bitte nehmen Sie es von hier weg, es drückt mich, es ist zu schwer.“

„Es“ war das Buch, das auf meiner Brust lag.

*

Zu diesem Zeitpunkt war mir noch nicht klar, was diese Erfahrung bedeutete. Aber später, nach zwei oder drei weiteren ergebnislosen Versuchen, technische Artikel zu lesen, wurde mir klar, was passiert war. In dieser Welt, die mich seit März umgab, hatte die Wissenschaft für mich ihre Bedeutung verloren. Die Mathematik, die so lange mein Beruf war, mein Hobby, mein Bezugspunkt, meine Art zu denken, meine Zuflucht bei Sorgen oder Bedrücktheit, meine verlässlichste Anregung, meine Erholung wie auch meine Arbeit, kurz mein ganzes Leben, sie hatte ihre Bedeutung für mich verloren. In dieser Welt hatten Wissenschaft, Kunst, kulturelle Werte keine Bedeutung mehr. Das einzige, was noch zählte, beherrschte den Geist in unerbittlicher Realität mit dem unaufhörlichen Rhythmus stampfender Stiefel: Die Sturmtruppen des Irren. Das und nur das war das Alpha und das Omega dieser Welt.

Erst als ich aus dem Spital nach Hause kam, erfuhr ich die Neuigkeiten, die Alice von mir fern gehalten hatte: Etliche ihrer Verwandten waren deportiert worden, darunter ein junges Pärchen, das gerade das erste Kind bekommen hatte. Ein anderer Verwandter, der auf der Straße misshandelt worden war, hatte Knochenbrüche davongetragen. Mehrere Freunde und Bekannte waren verschwunden. Einige hatten es geschafft wegzukommen und Nachricht geschickt.

Sonst kann ich mich an nichts Bestimmtes in jener Zeit erinnern. Ich muss damit beschäftigt gewesen sein, wieder gesund zu werden.

*

Das nächste, woran ich mich erinnere, ist ein Abend im März 1939. Ich wartete auf die Straßenbahn, aber es kam keine. Ich ging ein paar Straßen weiter, zu einer anderen Linie, aber auch das war vergebens. Niemand wartete an den Haltestellen, aber die Leute standen in kleinen Grüppchen an den Hausecken.

„Gibt's irgendein Problem mit der Straßenbahn?“, fragte ich eine Gruppe von drei Frauen.

Einen Moment schauten sie einander an, dann mich. Dann sagte eine von ihnen: „Wir wissen es nicht.“ Aufgrund ihrer widerstrebenden Art war mir klar, dass sie die Antwort sehr wohl wüssten, es aber für besser hielten, nicht darüber zu sprechen. Also fragte ich weiter:

„Fährt die Straßenbahnen nicht oder ist es nur eine zeitweilige Störung?“

„Also gut, es ist nur zeitweilig, aber es wird wahrscheinlich den Rest des Abends dauern“, sagte die eine.

„Und über die Nacht“, fügte eine andere hinzu.

„Also wissen Sie Bescheid“, sagte ich, „wieso sagen Sie es mir dann nicht?“

Sie schauten sich um und dann sagte die eine: „Ach, Sie wissen schon.“

„Warum sollte ich fragen, wenn ich es weiß?“

„Weil es doch jeder weiß“, sagte sie, senkte ihre Stimme und sah sich nochmals prüfend um. „Es gibt Truppenbewegungen durch die Stadt. Sie sagen, es wird die ganze Nacht dauern.“

Auf meinem Fußmarsch nach Hause sah ich andere Gruppen von Leuten, meistens Frauen, die an Häuserecken oder in Einfahrten standen. Sie waren still oder unterhielten sich flüsternd. Ich hatte den Eindruck, sie sahen ihre Stille als ihren Beitrag zur „großen Sache“.

Am nächsten Tag brüllten die Lautsprecher die Nachricht durch die Stadt: Die Besetzung der Tschechoslowakei hatte am Morgen begonnen und war fast schon vollendet.

Ich konnte dem Ganzen keine besondere Bedeutung beimessen, da es ja nur die logische Konsequenz des Münchner Abkommens war. Andererseits fand ich es doch eher erstaunlich, dass es erst jetzt stattfand. Irgendwie fühlte ich mich fast erleichtert, dass nichts Ernsteres hinter den Truppenbewegungen steckte. Sie haben sich nur genommen, was ihnen ohnehin schon gehört hat, dachte ich mir.

Die folgenden Tage und Wochen zeigten mir, wie sehr ich mich geirrt hatte. Draußen maß man der deutschen Aktion weitaus mehr Bedeutung zu. Der Sturm der Entrüstung, der über den Rest der Welt fegte und durch ausländische Radiosender und Zeitungen deutlich wurde, schien einen entscheidenden Schwenk anzukündigen. War der Westen vielleicht so naiv gewesen, an die Buchstaben des Münchner Abkommens zu glauben? Trotz der offensichtlichen Folgen, die es haben musste, die Tschechoslowakei all ihrer Festungsanlagen zu berauben? War er durch den Vertrauensbruch der Deutschen geschockt? Oder wusste der Westen vielleicht von Anfang an, was kommen würde, wollte die Deutschen aber vor dem Antlitz der gesamten Welt ans Kreuz nageln? So oder so, es lief auf dasselbe hinaus: Die Welt sammelte sich gegen die neue brutale Macht, um auszurufen: „Halt! Kein Schritt weiter!“

Es gab also Grund, neue Hoffnung zu schöpfen. Wir waren uns fast sicher: Wenn Deutschlands Drang nach der Weltherrschaft erst einmal ins Stocken geriet, würde das der Beginn seiner Niederlage sein.

Aber das hielt nicht lange an. Bald wurde klar, wenigstens uns im Inneren, dass das Dritte Reich entschlossen war, weiter zu marschieren und dass es darauf vorbereitet war, Krieg zu führen. Bereits im April oder Mai dieses Jahres war die Bevölkerung der einhelligen Ansicht, dass Deutschland drauf und dran war, den entscheidenden Krieg zu beginnen und nur noch abwarten wollte, bis die Ernte eingebracht war. Ab Juni war es ein offenes Geheimnis, dass der 15. August, ein paar Tage auf oder ab, „der Tag“ war.

*

Die Deportationen setzten sich inzwischen in beschleunigtem Rhythmus fort. Das gleiche galt für die Auswanderungen, aber nur wenige bekamen Visa. Die große Mehrheit überquerte die Grenzen zu den Nachbarländern illegal. Ein drohender Krieg würde mit ernsthaften Folgen verbunden sein. Inzwischen war klar, dass die Logik des Irren den Plan einschloss, im Falle eines Krieges alle *Nichtarier* eiskalt zu vernichten.

Wir strengten uns noch mehr an, Einreisevisa in ein freies Land zu bekommen. Als alle Versuche, über normale Kanäle Visa zu erlangen, fehlgeschlagen waren, standen zwei Dinge außer Zweifel: Erstens, dass die Welt draußen mit Intellektuellen und Wissenschaftlern gesättigt und nicht gewillt war, weitere aufzunehmen. Zweitens, dass es für mich nicht den Funken einer Chance gab, nicht einmal rein formal, mich als einer jener Handwerker zu qualifizieren, die in den verschiedensten Ländern noch eingelassen wurden. Von da an konzentrierten wir uns beim Beantragen der Visa auf weniger konventionelle Methoden, erzielten dabei aber nur die üblichen negativen Resultate.

Ich erinnere mich zum Beispiel, wie ich, gemeinsam mit einigen Kollegen, an die französische Regierung schrieb, die qualifizierten Landwirten die Einreise anbot. Wir erklärten ausdrücklich, dass wir bereit waren, unsere wissenschaftlichen Karrieren zu begraben, gäbe man uns nur die Chance, einzureisen und zu beweisen, dass wir die Landwirtschaft erlernen könnten. Wir würden einen Betrieb pachten oder kaufen und von den Nachbarn lernen, ihn zu bewirtschaften. Wir würden alles tun, überall leben, wenn man uns nur die Möglichkeit gäbe. Wenn ich heute an manche dieser Briefe denke, muss ich über so viel Naivität lachen.

Wir bemühten uns sogar besonders, dass unsere Briefe in Form und Erscheinungsbild stets einwandfrei waren. Einmal fand ich die Kleinanzeige eines Schreibbüros. An der angegebenen Adresse, in einer Privatwohnung, traf ich auf einen Mann in den frühen Vierzigern, der in eher ärmlichen Verhält-

nissen hauste. An seinem Anzug trug er das Abzeichen des Irren und er schien leicht nervös. Zuerst zögerte ich, doch dann zeigte ich ihm die Briefe, die zu schreiben waren. Nachdem er den ersten überflogen und auf die anderen einen Blick geworfen hatte, sagte er: „Sehr interessant. Das sieht aus, als ob Sie mit verschiedenen fremden Regierungen diplomatische Beziehungen aufnehmen wollten.“

Das hätte mich eigentlich erschrecken müssen, doch sein Gesichtsausdruck besagte, dass er nur scherzte. Dann entledigte er sich seines Rockes, deutete aufs Abzeichen und sagte: „Ich hasse dieses Ding. Aber ich muss es tragen, wenn ich die Türe öffne. Man weiß ja nie, wer davorsteht.“

Ich erwiderte nichts und er fuhr fort: „Ich bin in derselben Lage wie Sie, oder sagen wir, mehr oder weniger in derselben. Es hat sich erst unlängst herausgestellt.“

„Ich fürchte, ich verstehe nicht ganz“, sagte ich.

Kurz ruhte sein Blick auf mir, dann erzählte er: „Es ist eine eher komplizierte Geschichte, aber es wird Sie vielleicht interessieren. Ich arbeitete bei der Stadtverwaltung. Meine Eltern waren Katholiken und ich bin es auch. Aber, wie jeder andere auch, hatte ich die Taufscheine meiner vier Großeltern vorzulegen, wenn ich meinen Posten behalten wollte. Also begab ich mich auf die Jagd nach den Dokumenten. Zwei bekam ich sofort. Die anderen beiden kamen gar nicht. Ich wurde unsicher und wollte mir die Spannung ersparen. Also schrieb ich gleich an das Geburtenregister der jüdischen Gemeinde. Und schon kam das Dokument Nummer drei – meine Großmutter mütterlicherseits war als Jüdin geboren worden, während meine Mutter als Katholikin geboren und aufgezogen wurde. Über Dokument Nummer vier habe ich niemals etwas erfahren.“

„Hätte es denn einen Unterschied gemacht?“

„Darüber bin ich mir seltsamerweise selbst nicht im Klaren.“

„Ich verstehe. Die Vorfahren waren immer schon ein faszinierendes Thema. Und heutzutage ist es sogar in Mode. Und außerdem passt es gut zum allgemeinen Rückwärtstrend.“

„Ich bin kein Philosoph“, erwiderte er, „ich bin bloß Beamter und als solcher praktisch veranlagt.“

„Wenn ich Ihre Lage richtig beurteile, sollten Sie sagen, Sie sind Beamter gewesen. Wirklich schade, dass sich Ihre Urgroßeltern vor fast hundert Jahren nicht darüber klar waren, was sie da anrichten.“

Er lachte, ein bisschen bitter. Dann sagte er: „Ich bin mir sicher, sie hätten ihr Kind taufen lassen, hätten sie auch nur die leiseste Ahnung gehabt, was eines Tages geschehen würde.“

Es irritierte mich ein bisschen, wie schnell er seine eigene praktische Veranlagung bei den Urgroßeltern voraussetzte. Darum sagte ich: „Moment, nicht so schnell. Ich nehme an, Sie haben jetzt davon gesprochen, was Sie die Nummer drei nannten?“

„Natürlich. Über die Nummer vier weiß ich ja gar nichts.“

„Aber vielleicht sollten Sie auch über Nummer eins und zwei nachdenken.“

Er war verblüfft.

„Warum?“, fragte er, „die waren ja Katholiken.“

„Genau darum geht es. Hätten deren Eltern damals eine Ahnung von der gegenwärtigen Rolle der *reinen deutschen Rasse* gehabt, hätten sie vielleicht ein starkes Bedürfnis verspürt, sich davon abzusondern. Da das aber nicht möglich ist, hätten sie diesen Wunsch vielleicht wenigstens demonstrieren wollen. Und vielleicht hätten sie entschieden, dass ein Wechsel zur jüdischen Religion ein passender Weg wäre, ihre moralische Haltung auszudrücken.“

An diesem Punkt brach meine neue Bekanntschaft in herzliches und befreites Lachen aus.

„Wissen Sie“, sagte er, „das ist nicht einmal halb so lustig oder sarkastisch, wie Sie es vielleicht beabsichtigt hatten. Seit kurzem wünsche ich oft, dass ich entweder ein voller *Arier* wäre oder gar keiner. Diese Halb-Halb-Geschichte macht alles nur noch komplizierter.“

„Nun verblüffen aber Sie mich“, entfuhr es mir.

„Nun, ich meine von einem psychologischen Standpunkt aus.“

„Dann sind Sie am Ende also doch ein Philosoph.“

„Nur soweit es sich nicht vermeiden lässt. Aber ich denke, ich habe inzwischen die Lösung meines Problems. Ich hoffe, sie funktioniert.“

„Da bin ich aber neugierig. Darf ich sie erfahren? Sie sehen, jetzt werde ich praktisch, wir beide haben die Rollen getauscht.“

Meine Frage war natürlich rein rhetorisch, denn es war ja bereits klar, dass er mir seine Lösung offenbaren wollte.

„Natürlich werde ich sie Ihnen erzählen. Aber ganz im Vertrauen.“

Er lehnte sich zurück, genoss es sichtlich, seine Geschichte weiterzuerzählen und fuhr fort.

„Bedenken Sie meine Situation. Nachdem ich von Nummer drei erfahren hatte, wusste ich, dass ich meinen Posten los war. Aber soweit ließ ich es gar nicht kommen. Ich gab ihn auf, ohne denen zu sagen, warum. Ich sah keinen Grund, meine jüdische Großmutter in die Welt hinauszuschreien. Am selben Tag noch gab ich meine Wohnung auf und zog in dieses Loch, wo ich mir den Lebensunterhalt mit gelegentlichen Schreibmaschinenarbeiten verdiene. In ge-

wisser Weise verstecke ich mich hier, aber das wird auch nicht ewig funktionieren. Ich bin Junggeselle, habe keine Familie, keine Verwandten, ich muss mich um niemand kümmern außer um mich selbst. Das ist hart, da es ja meist auch niemanden zum Reden gibt, seit ich meinen Posten gekündigt habe. Dann, ganz plötzlich, hatte ich die Idee: Freiwilliger bei der Wehrmacht. Das wird Ihnen wahrscheinlich seltsam vorkommen.“

„Ich gebe zu, es ist so. Aber Sie werden es mir wahrscheinlich erklären.“

„Ja, die Idee ist diese: Sobald ich einmal in der Armee bin, gibt es keine weiteren Fragen oder Nachforschungen. Von da an wird die Uniform mein bester Schutz sein. Und ich glaube, ich habe gute Chancen, dass sie mich nehmen werden. Ich habe meine Bewerbung schon abgeschickt. Wenn ich gemustert werde und sie fragen mich um den Nachweis *rassischer Reinheit*, werde ich ihnen einfach die Taufscheine meiner Eltern zeigen. Das sollte genügen. Es ist ja nur die Armee, nicht die Partei oder die SA. Ich habe eine Behinderung, die mich dienstuntauglich macht. Aber wenn ich sie nicht verrate, werden sie nichts davon wissen. Sie ist ja nicht sichtbar. Sie sehen also, meine Lösung ist die Uniform. Es gibt keinen besseren Platz, sich zu verstecken.“

Ich verspürte ein starkes Bedürfnis, irgendetwas zu sagen, aber ich fand keine Worte. Ich drückte ihm die Hand.

„Viel Glück“, war alles, was ich herausbrachte.

So einfach diese Geschichte auch war, irgendwie war ich von ihr überwältigt. Ich habe von viel tragischeren Fällen gehört oder sie erlebt und doch ist mir die Geschichte dieses armen Kerls bis heute im Gedächtnis geblieben.

*

Auf die eine oder andere Art waren inzwischen alle Visaanträge, die wir auf regulärem Weg gestellt hatten, beantwortet. Nicht so aber die Briefe, die wir direkt an verschiedene Regierungen gesandt hatten: sie blieben alle unbeantwortet. Natürlich hatten wir nicht mit Antworten gerechnet, wir schrieben diese Briefe lediglich, weil wir nichts unversucht lassen wollten.

Als alle Versuche, Visa zu bekommen, gescheitert waren, blieben uns nur noch die verschiedenen Möglichkeiten eines illegalen Grenzübertritts. Tausende andere – vor allem junge Leute – waren diesen Weg gegangen und vielen war es gelungen, in eines der Nachbarländer wie Dänemark, Holland, Belgien, Frankreich oder Italien zu gelangen. Ich begann die Möglichkeiten zu studieren, doch sobald eine Entscheidung getroffen werden musste, wurde ich zögerlich und widerwillig. Ein Erfolg hätte die Flucht in die Sicherheit bedeutet, ein Misserfolg die sofortige Deportation. Es lief darauf hinaus, entweder die Fortsetzung unseres Lebens in Ungewissheit, mit dem allgegenwärtigen

Schrecken der Deportation, zu wählen, oder aber die Sache zu einem raschen Ende zu bringen.

Ein weiterer Grund für mein Zögern war mein körperlicher Zustand. Ich hatte meine Gesundheit nach der Operation noch nicht wieder zurückgewonnen. Ohne heftige Schmerzen konnte ich weder gehen noch stehen und eine anhaltende Belastung kam ohnehin nicht in Frage. Ein Versuch, illegal die Grenze zu überschreiten, mit schnellem Marschieren, mit Mignon und ihrem schweren Gips auf meinem Arm, hatte wenig Aussicht auf Erfolg.

Andererseits konnte ich mich dem nicht ewig widersetzen. Je mehr Zeit verstrich, umso geringer wurden die Möglichkeiten einer illegalen Grenzüberquerung. Die Nachbarländer fuhren fort, ihre Grenzen gegen die Flüchtlingsströme dicht zu machen und das allgemein vorhergesagte Datum für den Kriegsausbruch rückte immer näher. Mir war klar, dass unser Schicksal besiegelt sein würde, sobald der Krieg einmal ausgebrochen war und unsere Freunde sahen es ebenso.

*

Im Juli begannen einige der Nachbarn in unserer Straße, uns zum Verlassen des Landes anzutreiben. Ich kann mich noch erinnern, wie der Herr aus dem kleinen Tabak- und Zeitungsladen im Nebenhaus mir riet: „Wenn ich Sie wäre, würde ich meine Familie schnappen und mich so schnell wie nur irgendwie möglich davonmachen. Sie haben nicht mehr viel Zeit.“

Er war ein gebildeter Mann, der im Weltkrieg als hochrangiger Offizier einen Arm verloren hatte. Nach dem Krieg hatte er es geschafft, die Konzession für eine Tabak-Trafik zu bekommen, ein Privileg, das die österreichische Regierung – auf Tabak galt das Staatsmonopol – Kriegsinvaliden vorbehielt. Seit langem war er Anhänger des Irren und Mitglied seiner Partei. Bei anderer Gelegenheit sagte er zu mir: „Ich glaube, Sie sollten nun wirklich rasch flüchten. Sobald wir im Krieg sind, wird es nicht mehr möglich sein. Wenn Sie aber bleiben, wird das Risiko größer sein, als Sie sich vorstellen können. Sie wissen, ich bin davon überzeugt, dass der Führer selbst all diese Verfolgungen keinesfalls will. Aber das Gesindel dürstet danach und von Zeit zu Zeit muss man ihm geben, was es verlangt. Wenn wir aber erst im Krieg sind, werden die Verfolgungen noch häufiger und härter sein. Derzeit werden sie von unserem Führer lediglich toleriert, aber im Krieg werden sie uns als Hilfsmittel für einen glorreichen Sieg dienen müssen.“

Ein anderer Nachbar, bei dem ich einige Kisten zum Verpacken unserer Bücher bestellt hatte, erinnerte mich immer wieder, wenn wir uns auf der Straße sahen: „Was ist nun mit den Kisten? Soll ich sie morgen liefern? Sie müssen langsam zu packen beginnen, wenn Sie noch wegkommen wollen.“

Als ich halb im Scherz entgegnete, „bis zum 15. August haben wir noch gut vier Wochen“, sagte er: „Vier Wochen sind nicht viel, wenn das Leben einer Familie auf dem Spiel steht. Vergeuden Sie sie nicht!“

Der 15. August war im kollektiven Bewusstsein der Wiener tatsächlich identisch mit dem bevorstehenden Kriegsbeginn. Man betrachtete ihn als jenes Datum, das der Irre und seine Wehrmacht gewählt hatten, um die entscheidende Schlacht zur Eroberung der Welt zu beginnen. Das Datum dieses 15. Augusts hielt sich derart hartnäckig und wurde als derart gegeben angenommen, dass er fast schon als vorherbestimmtes geschichtliches Datum gesehen werden musste. Ich hatte keinerlei Erklärung dafür, wie derart viele Menschen zu einer derart einheitlichen Meinung kommen konnten. Manchmal war ich geradezu versucht anzunehmen, dass hier gezielt Gerüchte verbreitet wurden, um dann durch einen früheren Angriff vom Überraschungseffekt zu profitieren. Aber ich verwarf den Gedanken wieder, denn es schien unwahrscheinlich, dass die Wehrmacht das Scheitern der für Deutschland so wichtigen Ernteeinbringung in Kauf nehmen würde. So blieb ich dabei, auf den 15. August zu vertrauen und machte, mit zusätzlichen zwei Wochen Sicherheitsabstand, den Juli zum Monat unserer letzten Chance.

*

Als ich mich dann irgendwann im Juli entschieden hatte, wurde ich sofort aktiv. Unser Ziel war Frankreich und Alice erklärte sich mit all meinen größeren und kleineren Entscheidungen einverstanden.

Für Alices Eltern, die wir zur Teilnahme an unserem Abenteuer bewegen wollten, sah es anders aus. Sie wollten nicht weg. Alice war das letzte ihrer Kinder, das noch im Lande war. Die anderen hatten Österreich schon verlassen und getan was sie konnten, die Eltern zu überreden, ihrem Beispiel zu folgen. Eines der Kinder hatte es im Ausland sogar geschafft, Einreisevisa für die Eltern zu bekommen, doch die weigerten sich, davon Gebrauch zu machen.

Später, als bereits viele ihrer Verwandten deportiert worden waren und die Situation in Wien immer bedrohlicher wurde, waren sie einverstanden, zu gehen. Aber zu diesem Zeitpunkt waren die Visa schon abgelaufen und neue nicht mehr zu bekommen.

Unsere Hoffnung war nun, sie würden einverstanden sein, sich uns auf die letzte noch mögliche Art und Weise anzuschließen. Es war eindeutig, dass Alices Eltern das Risiko eines Verbleibs in Österreich keineswegs unterschätzten, denn sie drängten uns bereits zur Flucht, als wir selbst noch zögerten. Sie wehrten sich aber dagegen, ihre Schlussfolgerungen auch auf sich selbst anzuwenden.

Anfangs sagten sie noch: „Wir haben unser ganzes Leben in diesem Land verbracht und wir werden auch den Rest unseres Lebens hier verbringen.“

Inzwischen hieß es: „Natürlich wäre es besser, zu gehen. Wir wären ja auch bereit, es zu tun, solange wir dies auf normalem Wege tun können, wie ganz normale Menschen. In unserem Alter wollen wir uns nicht über die Grenze stellen wie gemeine Diebe. Bei euch ist es etwas anderes. Ihr seid jung und habt euer Leben mit all seiner Verantwortung noch vor euch. Unsere einzige Verantwortlichkeit besteht darin, dafür zu sorgen, dass ihr beide euch mit dem Kind in Sicherheit bringt.“

Alices Verbundenheit mit ihren Eltern ging weit über das normale Maß hinaus und diese beiden Leute waren mir längst so nahe und so teuer wie meine eigenen Eltern. Sie waren zwei ungewöhnliche Menschen. Ihre bemerkenswerteste Eigenschaft war ihr hoher Grad an unverfälschter Kultur, gepaart mit ebenso großer und aufrichtiger Bescheidenheit.

Alices Mutter war eine hochgewachsene Frau, die sich stets auf praktische und höchst wirkungsvolle Weise um Haushalts- und Familienangelegenheiten gekümmert hatte. Sie besaß die Art von Weisheit, die sich nur in langen Jahren harter Arbeit unter den verschiedensten Bedingungen entwickeln kann. Sie brauchte nicht viele Worte, um ihre Meinung darzulegen. Wie komplex eine Situation auch war, sie fand immer die zwei, drei richtigen Worte, die zur Lösung nötig waren. Der Großteil ihrer Weisheit, ihres Geschicks und ihrer Erfahrung musste im Weltkrieg entstanden sein, als sie mit ihren fünf Kindern ganz auf sich allein gestellt war, getrennt von Alices Vater, der *für Gott, Kaiser und Vaterland* kämpfte. Das älteste Kind war damals neun Jahre alt, das jüngste gerade erst geboren. Nach dem Krieg hatte sie es geschafft, ihre Familie durch die schwierigen Jahre politischer Instabilität, wirtschaftlicher Notlagen und grassierender Hungersnöte zu manövrieren. Und in der jüngsten Zeit war sie die treibende Kraft, ihre Kinder zu ermutigen, ja zu nötigen, das Land zu verlassen.

Alices Vater war Gelehrter in orientalischen Kulturen und Sprachen, hatte aber den größten Teil seines Arbeitslebens als Beamter in verschiedenen Wohlfahrts- oder Kulturinstitutionen verbracht. In praktischen Angelegenheiten, wie etwa dem Anlegen einer Krawatte, war er eher ungeübt. Er kümmerte sich niemals um sein Erscheinungsbild und seine Frau sagte öfters im Spaß, dass bei ihm ein Anzug doppelt so schnell abgetragen sei als bei anderen Leuten.

Er war die Art Mensch, die buchstäblich mit ihrer Arbeit lebt. Nach den Bürostunden wurde die Arbeit für den Rest des Abends und übers Wochenende

einfach zu Hause weitergeführt. Ein Besucher nach dem anderen kam in wichtigen Angelegenheiten, ob es nun um die kostenlose Aufnahme ins Krankenhaus bei einem Notfall oder um dringenden Geldbedarf zur Bezahlung einer überfälligen Gasrechnung ging. Für sich selbst stellte er keine Forderungen oder Ansprüche. Um das Geld für die Straßenbahn zu sparen, ging er die drei Kilometer zum Büro und zurück zu Fuß, egal wie das Wetter war. Zum Mittagessen nahm er immer ein belegtes Brot mit.

Seit März 1938 arbeitete er für die Wohlfahrtsabteilung der Gemeinde. Nach langen Stunden im Büro hielt er abends noch Sprechstunden in den Vororten, um seinen Klienten das Risiko und die Gefahr zu ersparen, die ein Gang durch die Stadt für sie mit sich brachte. Durch seine Arbeit war er bei den Leuten so bekannt geworden, dass sie mit all ihren Sorgen zu ihm kamen und seinen Rat oder seine Unterstützung suchten. Kam er spätabends aus der Vorstadt nach Hause, war das Zimmer mit Leuten gefüllt, die auf ihn warteten. So ging seine Arbeit weiter, tagein, tagaus.

In der „guten alten Zeit“ machte er mit uns gelegentlich einen längeren Spaziergang oder einen Ausflug. Einmal hatte ich es sogar geschafft, ihn dazu zu bewegen, mit Alice und mir eine Nachttour durch die Berge des Wienerwaldes zu machen. Inzwischen war es kaum noch möglich, mit ihm zu sprechen. Er war viel zu sehr damit beschäftigt, anderen Leuten zu helfen und hatte für Angelegenheiten, die ihn selbst betrafen, keine Zeit. Es gab für mich nur eine Möglichkeit, ihn zu sprechen – wenn ich ihn vom Büro in die Vororte begleitete oder von dort nach Hause. Doch selbst dann sagte er immer: „Ich bin gerne bereit, mit dir zu sprechen, so lange es um eure Auswanderung geht. Aber es wäre die reine Zeitverschwendung, wenn du über mich reden wolltest.“

Irgendwie schaffte ich es trotzdem immer wieder, die Sache aufs Tapet zu bringen, aber er war nicht zu erweichen. Oft gelang es mir, ihn logisch in ein Eck zu drängen und ich war sicher, nun würde er sich meinen Argumenten ergeben müssen. Ihm aber gelang es immer wieder, all das mit einem einzigen Satz abzuschütteln. Ich erinnere mich, wie er einmal sagte: „Schau, du siehst, was hier alles zu tun ist, wie brächtest du es übers Herz, mich von hier fortzureißen?“

Ein andermal befreite er sich, indem er sagte: „Dass wir gehen, wirst du nur auf eine einzige Art und Weise erreichen. Es ist ganz einfach. Erst gehst du mit deiner Familie. Sobald du angekommen bist, besorgst du uns Einreisevisa und wir kommen sofort nach.“

In einer dieser Diskussionen war ich schon so verzweifelt, dass ich es mit einer ausgesprochen fragwürdigen Strategie versuchte:

„Wie kannst du glauben“, sagte ich, „Alice wäre einverstanden, ohne ihre Eltern zu gehen?“

„Also das ist kein Problem. Aber sollte ich mich irren und Alice ihre Zeit wirklich mit so unsinnigen Überlegungen verschwenden, dann hättest du mich sofort informieren und die Sache mir überlassen sollen. Ich bringe sie schon dazu, wegzugehen. Ihre einzige Verantwortung gilt ihrem Kind, euch dreien. Überlass es also ruhig mir.“

Alice verbrachte ganze Tage damit, ihre Mutter zu überreden, aber ohne Erfolg. Abends erzählte sie mir dann von der Reaktion ihrer Mutter, die immer gleich abließ.

„Wir sind zu alt, um wegzugehen.“

„Warum sollten wir weggehen und der Allgemeinheit zur Last fallen, wo wir hier unser Auskommen haben?“

„Hör auf, dich zu sorgen. Beeil dich lieber und rette Mignon, rette meinen kleinen Engel!“

Auch die Kinder von außerhalb versuchten es, bombardierten sie mit Briefen und Telegrammen oder bereiteten einen von Führern begleiteten Grenzübertritt vor. Alles umsonst.

*

Es war an einem Donnerstagabend im frühen August, als wir Wien verließen. Ich erinnere mich an die riesige Wartehalle des Westbahnhofs, des westlichen Kopfbahnhofs der Stadt. Der Großteil unseres Gepäcks war bereits am Vortag per Bahnexpress versendet worden, während ein gutes Dutzend Koffer aufgestapelt vor uns lagen. Da waren wir drei also, bereit zur Abfahrt. Alices Eltern waren gekommen, um Abschied zu nehmen.

Es war eine Stimmung, die ich nicht einmal versuchen will zu beschreiben. Wir sprachen kein Wort. Nur Alices Mutter schlang immer wieder ihre Arme um Mignon und sagte dazu mit bebender Stimme, „mein kleiner Engel –“.

Als es Zeit für die Abfahrt wurde, kam der Gepäckträger und kümmerte sich geräuschvoll um unsere Koffer.

Auf unserem Weg zum Bahnsteig machten wir an einer dunklen Stelle nahe der Bahnhofsmauer halt. Alices Vater legte beide Hände auf meinen Kopf und sprach ganz langsam, um seiner Erregung Herr zu bleiben.

„Gott möge dich beschützen und vor Unglück bewahren.“

Das gleiche wiederholte er bei Alice. Und dann bei Mignon.

Dann umarmte Alices Mutter jeden einzelnen von uns. Sie umarmte Mignon ein zweites Mal und stieß mit sichtlicher Mühe die folgenden Worte aus: „Gott schütze meinen kleinen Engel.“

Das waren die Eltern von Alice...

Als wir im Zug saßen, der langsam aus dem Bahnhof rollte, wussten wir nicht, dass es das allerletzte Mal gewesen war, dass wir sie gesehen hatten. Aber mich beschlich das Gefühl einer grausamen Dunkelheit, in der wir sie zurückgelassen hatten, welches von einem Gefühl der Schuld abgelöst wurde, das mich bis zum heutigen Tag nicht mehr losgelassen hat.